OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS



Rubellius Plautus

und seine Beurtheilung
bei
Tacitus und Juvenal.

Ein Beitrag
zur
Geschichte des Claudisch-Julischen
Geschlechts

von

Dr. Fritz Wolffgramm,
Lehrer am Gymnasium zu Prenzlau.



Prenzlau 1871.
Druck und Verlag von H. Uhse.

Rubellius Plautus

und seine Beurtheilung

bei

Tacitus und Juvenal.

Ein Beitrag

zur

Geschichte des Claudisch-Julischen Geschlechts

von

Dr. Fritz Wolffgramm,

Lehrer am Gymnasium zu Prenzlau.



Prenzlau 1871.

Druck und Verlag von H. Uhse.



Unter denen, welche dem Argwohn und der Grausamkeit des Nero zum Opfer fielen, war auch Rubellius Plautus, welcher mütterlicherseits vom Drusus, dem Sohne des Tiberius, abstammte, mit dem Augustus also in demselben Grade wie Nero verwandt war [1]). Das Lebensende dieses Mannes nebst den Umständen, welche dem Tode vorangingen, schildert Tacitus mit eingehendem Interesse und grosser Ausführlichkeit (Tac. An. VI., 27; XIII., 19—22; XIV., 22. 57—59; XVI., 10. 30) und über den Charakter desselben spricht er mit lobender Anerkennung. Er hätte nämlich an dem festgehalten, was die Vorfahren für gut erkannt, hätte in häuslicher Zurückgezogenheit sittenrein und fern von den Staatsgeschäften gelebt. Letzteres hätte er gethan, um die öffentliche Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Das sei ihm aber nicht gelungen, sondern er sei um so mehr bekannt geworden [2]). Juvenal nennt einen Rubellius Blandus als ein Beispiel hohen Adels, der die Zeit mit Nichtsthun verbringe, auf seine vornehme Abkunft und Verwandtschaft mit dem regierenden Hause poche und Leute von bescheidener Herkunft und

[1]) Er war der Sohn des Rubellius Blandus und der Julia, der Tochter des Drusus, die in erster Ehe mit dem Nero, dem Sohne des Germanicus, vermählt gewesen war (cf. Tac. An. 3, 29). Tiberius war durch Adoption in das Julische Geschlecht aufgenommen. Demnächst war Julia, die Mutter des Rubellius Plautus, die Urenkelin des Augustus (cf. Ruperti ad Tac. An. 13, 19).

[2]) cf. Tac. An. XIV. 22. Ipse placita majorum colebat, habitu severo, casta et secreta domo, quantoque metu occultior tanto plus famae adeptus.

niedriger Stellung mit hochmüthigem Stolz behandle [1]. Beide Schriftsteller meinen dieselbe Persönlichkeit [2]; beide stehen derselben der Zeit nach fast gleich nahe [3], beide kennen die Verhältnisse des römischen Staates und beurtheilen sie mit Sachkenntniss und Freimüthigkeit. Bei so gleichartigen Beziehungen, in denen die Schriftsteller leben, muss die Verschiedenartigkeit ihres Urtheils über ein und dieselbe Persönlichkeit überraschen. Deshalb wird es nicht von geringem Interesse sein, die beiden Beurtheilungen mit den Lebensschicksalen des Rubellius Plautus zu vergleichen und die Beweggründe aufzusuchen, welche die Männer zu einer so verschiedenen Auffassung geführt haben. Durch eine solche Untersuchung wird nicht bloss ein unbefangenes Urtheil über den Rubellius möglich werden, sondern es werden sich auch einige Gesichtspunkte ergeben, welche zur Würdigung der beiden Schriftsteller und ihrer Zeit nicht ohne Bedeutung sind.

C. Rubellius Blandus Plautus [4] ist der Sohn des C. Rubellius Blandus und der Julia, der Tochter des Drusus, des Sohnes des Tiberius (cf. Tac. An. VI., 27), welche in erster Ehe mit dem Nero, dem ältesten Sohne des Germanicus, verheirathet gewesen war (An. 3, 29). Sie hatte durch das Vertrauen, welches sie ihrer unwürdigen Mutter, der vom Sejan verführten Livia (sonst Livilla genannt, Tochter des Drusus Claudius Nero), geschenkt hatte, nicht wenig zum

---

[1]) cf. Juv. sat. VIII, 44, 45; 71, 72.

Vos humiles, inquis, vulgi pars ultima nostri,
Quorum nemo queat patriam monstrare parentis.

Haec satis ad juvenem, quem nobis fama superbum
tradit et inflatum plenumque Nerone propinquo.

[2]) cf. Lipsius und Ruperti zu An. XIII, 19.

[3]) Juvenal ist ums Jahr 47 p. Chr. geboren und Tacitus um 54; das Leben des ersteren lässt sich bis 127, das des letztern bis 117 verfolgen. (cf. Hermann praef. ad Juv. und Nipperdey in der Vorrede zu s. Tacitus).

[4]) So scheint sein vollständiger Name gewesen zu sein. Mit dem Vornamen Cajus nenne ich ihn, weil er als ältester Sohn den Vornamen des Vaters haben musste. Und dass er der älteste Sohn war, zeigt wohl am deutlichsten die im Jahre 55 vorgebrachte Anschuldigung, dass Agrippina ihn zu ihrem Gemahl machen wolle. (cf. Tac. An. 13, 19 . . . destinavisse eam [Agrippinam] Rubellium Plautum . . . ad res novas extollere conjugioque ejus et imperio rem publicam rursus invadere). Sollte diese nicht ganz und gar ungereimt sein, so muss man für ihn wenigstens das Alter von 20 Jahren annehmen. Er wird also im Jahre 34 oder 35 geboren sein.

Untergange ihres ersten Gemahls beigetragen [1]. Die neue Ehe wurde im Jahre 33 vollzogen und mit unter die Unglücksfälle gerechnet, welche durch den Tod des Germanicus nicht nur seine hinterlassene Familie, sondern auch das ganze römische Volk betroffen katten (An. 6, 27). Denn das Volk hielt es für eine Missheirath, dass die Urenkelin des Augustus, die frühere Gattin des Sohnes seines geliebten Germanicus, sich mit einem Manne verband, dessen Vorfahren einfache Ritter im Tiburtischen Gebiete gewesen waren [2]. Sonst ist nichts Nachtheiliges über ihn berichtet (cf. Tac. An. 3, 50. 51 und Merivale Gesch. d. Römer B. III. p. 267). Er scheint im Gegentheil ein tüchtiger und verständiger Mann gewesen zu sein (Tac. An. VI., 45) und lebte noch unter Caligula (vergl. Nipperdey zu Tac. An. VI., 27). Dann sind alle Spuren von ihm verschwunden. Als Julia im Jahre 44 der Eifersucht der Messalina zum Opfer fiel, lebte er wohl nicht mehr; denn sonst hätte Dio oder Suetonius, welche die Sache berichten [3], seiner auch wohl gedacht.

Der Spross dieser nach der Meinung des Volks und des Tacitus nicht standesgemässen Ehe ist nun ein vom Schicksal verfolgter unseliger Mann, dem es bestimmt ist, ein angstvolles Leben mit einem jähen Tode zu beschliessen. Zunächst muss der Tod seiner Mutter, welcher erfolgte, als er etwa zehn Jahre alt war, auf den Knaben einen gewaltigen Eindruck gemacht haben. Wie das Leben des verwaisten Kindes nach dieser Catastrophe verlief, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist, dass sich Agrippina, die Mutter Neros,

---

[1] Stahr nimmt an, auch Julia sei vom Sejan verführt worden (Römische Kaiserfrauen p. 315), aber das geht aus Tac. (An. 4, 60) durchaus nicht hervor. Es ist ja ganz natürlich, dass eine Tochter ihrer Mutter die Besorgnisse mittheilt, welche durch ein beunruhigendes Benehmen ihres Gemahls in ihr erweckt werden müssen.

[2] Sein Grossvater war ein nicht unbekannter Rhetor in Rom, sein Vater war triumwir monetalis unter Augustus, er selbst consul suffectus in einem, unbekannten Jahr. Ausser dem Rubellius Plautus hinterliess er noch einen andern Sohn, den Rubellius Drusus (vgl. Nipperdey zu Tac. An. VI, 27).

[3] cf. Dio LX. 18 *Μεσσαλίνη τὴν Ἰουλίαν, τὴν τοῦ Δρούσου μὲν τοῦ Τιβερίου παιδὸς θυγατέρα, τοῦ δὲ δὴ Νέρωνος τοῦ Γερμανικοῦ γυναῖκα γενομένην, ζηλοτυπήσασα ὥσπερ καὶ τὴν ἑτέραν ἀπέσφαξε.* Suetonius im Claudius cap. 29. Juliasque, alteram Drusi, alteram Germanici filiam — occidit.

desselben annahm und es seinen Fähigkeiten und Neigungen gemäss erziehen liess. So wuchs der Knabe zum Jüngling heran und wurde seiner verwandten und mütterlichen Freundin lieb und theuer. Und diese Freundschaft mit der Agrippina hätte ihm beinahe das Leben gekostet.

Diese Frau hatte nämlich erreicht, wonach sie mit aller Gewalt gestrebt; sie hatte ihren Sohn Nero auf den Thron der Cäsaren gehoben. Sie hatte deshalb kein Verbrechen gescheut und jetzt, nachdem es geschehen war, konnte sie mit ihm nicht mehr übereinstimmen. Er trat ihrer Herrschsucht rücksichtslos entgegen. Sie fühlte sich gekränkt, zurückgesetzt und stiess in der Aufregung gegen den Nero Worte hervor, welche ihr mit Recht zum Vorwurfe gemacht werden mochten. Junia Silana, eine alte Feindin, brachte durch ihre Helfershelfer die Anklage vor den Nero (An. 13, 19), dass Agrippina nach der Verdrängung desselben strebe und mit dem Rubellius als ihrem Gemahle den Thron einnehmen wolle. Nero gerieth in grosse Aufregung und liess sich durch den Burrus nur mit Mühe davon abbringen, den Rubellius und seine Mutter sofort tödten zu lassen. In einer Zusammenkunft mit ihrem Sohne am folgenden Tage wusste Agrippina die Anklage mit einer solchen Entrüstung zurückzuweisen, dass die falschen Ankläger mit Ausnahme des Paris, welcher dem Nero bei seinen Ausschweifungen unentbehrlich war, entweder verbannt oder getödtet wurden (An. 13, 22). Erwies sich die Anschuldigung der Agrippina als unbegründet, so war es in noch höherem Grade die des Rubellius. Mit ihm beschäftigte man sich auch weiter nicht. Er wurde für jetzt, wie Tacitus bedeutsam hervorhebt, mit Stillschweigen übergangen [1]).

Dies hatte Statt gefunden im Jahre 55, als Rubellius wohl eben zwanzig Jahre alt war, eilf Jahre nach der Ermordung seiner Mutter. Er erfuhr jedenfalls erst von der Gefahr, als sie bereits vorüber war. Das blitzartige Kommen und Schwinden derselben muss auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben. Hatte er bis dahin mit der Agrippina in verwandtschaftlichem und freundschaftlichem Verkehr gestanden, so musste er jetzt erkennen, dass er denselben nicht fortsetzen könne, ohne fortwährend in der grössten Lebensgefahr zu schweben. Er zog sich des-

[1]) Tac. An. 13, 22: Plautus ad praesens silentio transmissus est.

halb mehr und mehr zurück, und es gelang ihm auch, sich den Augen des Nero zu entziehen. Selbst als dieser das Verbrechen des Muttermordes, auf das er so lange gesonnen hatte, endlich im Jahre 59 vollbrachte, scheint er an den Verwandten, der vor vier Jahren zugleich mit der Mutter angeklagt worden war, nicht gedacht zu haben. Jetzt aber, nachdem er sich von dieser befreit hatte, kehrte sich ihm seine Aufmerksamkeit wieder zu. Sie wurde zunächst durch zufällige Ereignisse erregt, die uns, da sie sofort mit dem Rubellius in Beziehung gebracht wurden, genugsam zeigen, dass die Furcht vor diesem in dem Herzen des Tyrannen wohl eine Zeit lang schlummerte, aber nicht aus demselben verschwunden war.

Mit diesem Wiedererwachen der Besorgniss beginnt nun die Katastrophe, welche Tacitus ungefähr folgendermassen erzählt [1]: Als Nero nach der Ermordung seiner Mutter sich durch theatralische Vorstellungen und andere Vergnügungen zu zerstreuen suchte, erschien ein Comet, welcher nach der Meinung des Volks einen Regierungswechsel bedeutet. Man fragte deshalb, wer nach dem Nero Herrscher werden würde, und man bezeichnete als einen solchen den Rubellius; denn er hatte Ansehen bei dem Volke, weil er aus dem Julischen Hause stammte, und dieses Ansehen vermehrte er noch durch sein Verhalten. Er nahm an den Neuerungen, welche Nero durch sein Beispiel veranlasste, keinen Antheil, sondern hielt an dem fest, was die Vorfahren für gut gehalten, zeigte Ernst und Würde in Haltung und Kleidung, hielt sein Familienleben rein und verborgen. Er war mithin in jeder Beziehung Nero's Gegentheil. Sein stilles Leben, sein Meiden der Oeffentlichkeit geschah aus Besorgniss. Er wollte die öffentliche Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen. Diesen Zweck aber erreichte er nicht, er wurde umsomehr bekannt.

Wenn die Aufmerksamkeit des Volks schon durch das Erscheinen des Cometen erregt worden war, so wurde sie noch durch einen andern Umstand gesteigert. Nero befand sich nämlich auf seinem Landgute Sublaqueum im Gebiete der Tiburter, woher ja des Rubellius Vorfahren stammten, als ein Blitzstrahl während der Mahlzeit Speisen und Tisch auseinander riss. Wurde das Volk durch diese beiden

---

[1]) Tac. An. 14, 22. 57—59; 16, 10, 30.

wunderbaren Ereignisse zu der frohen Hoffnung auf einen Regierungswechsel angeregt, so wurde Nero durch dieselben im höchsten Grade beunruhigt. Er gab dem Rubellius brieflich den Rath, auf seine Güter nach Asien zu gehen, damit die Gemüther in der Stadt sich beruhigten und er denen aus dem Wege ginge, welche ihn in übles Gerede brächten. Rubellius gehorchte schweigend; er ging mit seiner Gemahlin Antistia und wenigen Vertrauten dahin ab.

So kam Rubellius dem Nero aus den Augen, nicht aber aus dem Sinn. Denn bald wurde er wieder durch den Tigellinus an ihn erinnert. Dieser war nämlich nach dem Tode des Burrus der neue Befehlshaber der Leibwache geworden und verfolgte den Zweck, den Fürsten durch Verbrechen enger an sich zu fesseln. Deshalb hörte er nicht auf, denselben mit dem Sulla, dem Schwiegersohn des Claudius [1]), und dem Rubellius zu ängstigen. In Bezug auf den letztern machte er den Umstand geltend, dass er sich leicht an die Spitze der Legionen stellen könnte, welche Corbulo in Asien befehligte (An. 14, 23—26). Er liess durch seine Aeusserungen erkennen, dass er nicht von der Bedenklichkeit des Burrus wäre [2]). Ihm ginge die Sicherheit des Fürsten über Alles. Man müsse sich nicht bloss gegen Nachstellungen in der Stadt für den gegenwärtigen Augenblick schützen, sondern auch Aufstände unmöglich machen, die zu anderer Zeit und an fernen Orten entstehen könnten. Solche Bewegungen wären im Anzuge von Gallien her durch den Sulla (der dahin entfernt worden war) und von Asien her durch den Rubellius. Ersterer verursache Aufregung durch seinen Namen, indem er an den grossen Dictator erinnere, letzterer durch den erlauchten Namen seines Grossvaters Drusus. Ersterer sei arm und desshalb von ausserordentlicher Kühnheit und Verwegenheit. Er sei so lange ruhig, bis er Gelegenheit gefunden hätte, seine kühnen Pläne auszuführen. Rubellius stelle sich nicht einmal so an, als ob er Ruhe halten wolle, sondern er prahle damit, die alten Römer nachzuahmen. Dazu gehöre er zur Secte der Stoiker, welche die Gemüther aufregten und nach Widerwärtigkeiten begierig mach-

---

[1]) Dessen Tochter Antonia er geheirathet hatte cf. An. 13, 47; 14, 22.

[2]) Der sich geweigert hatte, bereitwilliges Werkzeug der Ermordung der Agrippina zu werden. (cf. An. 13, 19; 14, 7.)

ten [1]). Die Verdächtigungen des Tigellinus leuchteten dem Nero ein. Es wurden Mannschaften abgesandt, beide zu tödten. Da man wenig Zeit gebrauchte, nach Gallien hin zu kommen, so wurde das Haupt des Sulla auch bald dem Nero überbracht. Mit dem Rubellius ging es nicht so schnell. Es konnte nicht geheim bleiben, weil viele um sein Wohl besorgt waren, und dazu kam die weite Entfernung Roms von Asien, welche durch die Zufälligkeiten einer Seereise noch vergrössert wurde. Erst nach geraumer Zeit konnte Nachricht aus Asien zurück sein und währenddem entstanden in Rom verschiedene Gerüchte. Rubellius sollte zum Corbulo gegangen sein, Asien sollte für ihn die Waffen ergriffen haben und die Soldaten, welche geschickt seien, ihn zu tödten, sollten zu ihm übergegangen sein.

In der That verhielt es sich ganz anders. Ein Freigelassener des Rubellius kam durch schnelleres Segeln dem Centurio, welcher mit sechzig Mann ausgeschickt war, um die Execution zu vollziehen, zuvor und brachte Aufträge vom Antistius, dem Schwiegervater des Rubellius, welcher ihm rieth, sich aufzuraffen, dem Tode, welcher eine wohlfeile Zuflucht sei, zu entfliehen [2]). Durch die Sympathien, welche sein erlauchter Name errege, würde er Patrioten finden, würde er kühne Männer um sich vereinigen. Inzwischen müsse er sich zu schützen suchen. Wenn er die sechzig Soldaten verjagt hätte, so würde sich vieles ereignen, was sich bis zum Kriege steigern könne, bevor noch die Nachricht nach Rom käme und andere geschickt würden. Rubellius m ü s s e so handeln, denn nur so habe er die Möglichkeit, sich zu retten. Misslänge es, so könne er ja auch nichts weiter als den Tod erleiden.

---

[1]) Tigellinus nimmt damit auf Männer wie Paetus Thrasea und Helvidius Priscus Beziehung, welche dieser Secte angehört hatten und sogar darnach gestrebt hatten, ein politisches Martyrium auf sich zu nehmen (cf. Nipperdey in d. Einl. zu Tac. An. p. 18). Die Anklage musste in jener Zeit ganz besonders haften. — Nicht weniger musste wirken, wenn Nero, welcher darnach strebte, das Volk von seiner Vergangenheit loszureissen, daran erinnert wurde, dass Jemand an den Einrichtungen der Vorfahren festhalte.

[2]) segnis mors (Tac. An. 14, 58) ist der Tod, den man erleidet, ohne sich zu vertheidigen. Er ist deshalb für den grossen Haufen ein obvium refugium. Man sieht aus dieser Aufforderung, dass nach damaliger Auffassung mehr Muth dazu gehörte, die Rettung zu versuchen, als das Haupt unter das Beil des Henkers zu legen.

Aber alles das, fährt Tacitus fort, machte auf den Rubellius keinen Eindruck. Entweder sah er keine Hülfe, weil er wehrlos und verbannt war, oder er handelte so, weil ihm die Ungewissheit der Zukunft zum Ekel war, oder aus Liebe zu Frau und Kindern, weil er glaubte, dass der Fürst, würde er nicht in Unruhe und Angst versetzt, sich diesen gegenüber versöhnlicher und gnädiger zeigen würde. Man sagte auch, dass andere Nachrichten vom Schwiegervater gekommen seien, als ob nichts Schreckliches bevorstehe; und dass die Philosophen Coeranus und Musonius, die er bei sich gehabt, Festigkeit in der Erwartung des Todes angerathen hätten statt eines angstvollen und ungewissen Lebens. Man fand ihn um die Mitte des Tages, als er sich eben der körperlichen Uebungen wegen entkleidet hatte. So machte ihn der Centurio nieder in Gegenwart des Verschnittenen Pelagon, den Nero über den Centurio und die Manipel [1], wie einen königlichen Diener über die Satelliten, gesetzt hatte. Als dem Nero das Haupt überbracht wurde, fiel ihm ein Stein vom Herzen [2]. Er beschleunigte die Verheirathung mit der Poppaea, welche er bis dahin wegen der Beunruhigung seines Gemüths aufgeschoben hatte, verstiess die Octavia, obwohl sie alle Unbilden ruhig über sich ergehen liess, weil sie ihn durch ihr Leben daran mahnte, dass er nur dem Betruge und dem Verbrechen gegen Claudius, ihren Vater, den Thron verdankte, und weil sie ihm wegen der Vorliebe des Volks für sie lästig war. An den Senat schickte er ein Schreiben, in welchem er zwar nicht den Tod des Rubellius und des Sulla eingestand, wohl aber behauptete, beider Gemüth sei zu Unruhen geneigt und er beschäftige sich sorgfältig mit dem Wohl des Staates. Vom Senate wurden dann unter dieser Bezeichnung Dankgebete angeordnet, denn die Er-

---

[1]) manipulus (Tac. An. 14, 50) bezeichnet hier ein kleines Detachement, und nicht einen solchen Manipel, in welche die Cohorten getheilt waren. Die Legion hatte 30, die Cohorte 3 Manipeln und an der Spitze jeder Cohortenmanipel standen zwei Centurionen. Hier werden es zuverlässige, aus verschiedenen Manipeln ausgewählte Leute sein.

[2]) Die Worte, welche er gesagt haben soll, als ihm das Haupt vorgezeigt wurde, sind bei Tacitus verstümmelt. Dio (62) erzählt, er hätte gesagt: Ich wusste nicht, dass er eine grosse Nase hatte — *οὐν ᾔδειν, ὅτι μεγάλην ῥῖνα εἶχεν* — eine Frivolität, wie sie ihm öfter in den Mund gelegt werden.

niedrigung desselben war so gross, dass sie bereits mehr Unwillen erregen musste als die Grausamkeit des Fürsten.

Nachdem der Schriftsteller noch so seine Entrüstung über die Servilität und Gesinnungslosigkeit des Senates ausgesprochen hat, geht er auf einen andern Gegenstand über. Wir wollen noch hinzufügen, dass im Jahre 65, drei Jahre nach den ebenerwähnten Vorgängen, auch der Schwiegervater des Rubellius, L. Antistius Vetus, ebenso seine Gemahlin Antistia Politta und die Schwiegermutter des Antistius gezwungen wurden, sich den Tod zu geben, weil ihr Leben für den Tyrannen ein stiller Vorwurf war (Tac. An. 16, 12). Sie erinnerten ihn an das vergossene Blut des Rubellius. Sogar ehemalige Freundschaft mit diesem wurde hinlänglicher Grund zur Anklage (Tac. An. 16, 13; 16, 20). —

Ich habe mich in obiger Darstellung möglichst eng an die Ueberlieferung des Tacitus angeschlossen, um den eigenthümlichen Geist des Schriftstellers unmittelbar auf den Leser wirken zu lassen. Er ist so ganz mit voller Seele bei seinem Gegenstande, dass man bei jeder Zeile das lebendige Interesse herausfühlt, welches er an demselben nimmt. Die Erzählung schreitet pathetisch fort und zieht den Leser fortwährend in Mitleidenschaft. Es ist eine effectvolle Schicksalstragödie, welche sich vor unsern Augen abwickelt. Der Held ist unter unseligen Verhältnissen empfangen und geboren. Seine Eltern hat er in früher Jugend verloren. In der Stille und Verborgenheit ist er herangewachsen, gehegt und gepflegt von einer mächtigen Gönnerin. Doch ihre Macht schwindet dahin, ihr Leben kommt in die grösste Gefahr, und auch er, bei dieser Gelegenheit ans Licht gezogen, hätte dasselbe fast auf immer verlassen. Da trennt er sein Schicksal von dem seiner Verwandten und Freundin, und es gelingt ihm auch, sich bei ihrem Schiffbruche durch die Wogen hindurch zu retten. Aber nur noch kurze Zeit fristet er sein angstvolles Dasein. Er duldet schweigend und apathisch, ein Bild des ganzen römischen Volkes, und geht zu Grunde, ohne auch nur einen Finger zu seiner Rettung zu bewegen.

Die Ursache aller seiner Leiden, seines frühen Todes, ist seine vornehme Geburt, sind die verwandtschaftlichen Bande, welche ihn gefesselt halten. Der Umstand, dass seine Mutter dem Julischen Herrschergeschlechte entstammt,

beunruhigt sein Leben, reisst ihn zum Tode. Er kann nichts dafür, dass er in die ehrgeizigen Pläne verwickelt wird, welche der Mutter des Nero zugeschrieben werden, dass durch einen Cometen und einen Blitzstrahl die Aufmerksamkeit des Volkes auf ihn gelenkt wird, dass deshalb der argwöhnische Fürst ihn in das entfernte Asien schickt. Er kann nichts dafür, dass gerade um diese Zeit Corbulo an der Spitze der Legionen des Ostens steht, und dass dieses Umstands wegen Tigellinus in Rom den Argwohn des Nero immermehr steigert, bis dieser beschliesst, seiner Furcht durch die Ermordung der Person, welche dieselbe erregt, ein Ende zu machen. Und mit dieser Ermordung ist dem Schicksal noch nicht genug gethan. Rubellius wird noch, nachdem er schon längst das Tageslicht verlassen, verhängnissvoll für seine Verwandten und Freunde. Auch sie werden in das Verderben hineingezogen, welches ihn mit eisernen Armen umklammert und erbarmungslos erdrückt hat. Und Nero hat mit diesem Frevel keinen Ruhepunkt in seiner Verbrecherlaufbahn gewonnen. Verbrechen der schwersten Art sind vorangegangen, Verbrechen folgen nach. Eins erzeugt sich aus dem andern.

Rubellius erregt unser Interesse, weil so aussergewöhnliche Ereignisse sich an seine Person anschliessen; er erregt unser Mitleid, weil er unschuldig zu Grunde geht. Er ist das Opfer eines grausamen Tyrannen, Gegenstand einer Handlung, welche wir verabscheuen. Doch unsere ganze Sympathie vermag er nicht in Anspruch zu nehmen. Bei einiger Reflection über die Erzählung des Tacitus, wenn uns der energische dramatische Gang derselben hat aufathmen lassen, will es uns scheinen, als ob die dargestellte Persönlichkeit in einem gewissen Missverhältnisse zu der Darstellung selbst stände. Uns kommt das eingehende Interesse übertrieben vor, welches der Schriftsteller an seinem Gegenstande nimmt. Wir bekommen das unabweisbare Gefühl, dass dem Rubellius eins fehle, was zu einer vollen Theilnahme nothwendig ist, das Handeln. Rubellius hätte auch handeln müssen, wollte er einer so theilnahmevollen Schilderung, wie sie ihm geworden, vollständig würdig werden. Er hätte die natürlichen Hülfsmittel, welche sich ihm darboten und auf welche sein Schwiegervater in so verständiger und verständlicher Weise aufmerksam machte, gebrauchen müssen. Selbst bei sehr zweifelhafter Aussicht

auf Erfolg hätte er wenigstens einen Versuch machen müssen. Der Ertrinkende klammert sich ja an jeder Planke fest, welche er erreichen kann; der Lebenstrieb giebt ihm sogar ein, den Strohhalm zu fassen. Rubellius lässt sich ohne jeglichen Widerstand niedermachen. Der Tod schreitet langsam von Italien nach Asien hinüber. Das ausersehene Opfer sieht ihn herankommen Schritt für Schritt. Er erwartet ihn, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich zu vertheidigen, ohne auch nur einen Schritt zurückzuweichen. Er empfängt den Todesstreich, ohne auch nur eine Gesichtsmuskel zu verziehen.

Wie ist diese Handlungsweise, welche uns in ihrer Furcht- und Hoffnungslosigkeit erschreckt, zu erklären? Tacitus sagt (vergl. oben p. 8). „Entweder sah er keine Hülfe, weil er wehrlos und verbannt war, oder er handelte so, weil ihm die Ungewissheit der Zukunft zum Ekel war oder aus Liebe zu Frau und Kindern, weil er glaubte, dass der Fürst, würde er nicht in Unruhe und Angst versetzt, sich diesen gegenüber versöhnlicher und gnädiger zeigen würde“ [1]. Natürlich ist das Urtheil des Tacitus hiervon grossem Gewicht, und die neuesten Geschichtsschreiber [2]) haben dasselbe auch zum Ausgangspunkt genommen, um die Handlungsweise des Rubellius zu erklären. Nun muss man nicht vergessen, dass Tacitus weiter nichts ausspricht, als dass jene drei Annahmen dem Charakter des Rubellius gemäss gewesen seien. Und man kann auch wohl überzeugt sein, dass der Schriftsteller, der „ein Muster ist in der psychologischen Entwickelung der Beweggründe, welche die Handlungen hervorrufen“ (vgl. Nipperdey in der Einl. p. 41), den Kreis auch richtig beschrieben hat, in welchem sich der Erklärer zu halten hat. Wenn nun aber Gibbon urtheilt [3]): „Der Sklave des Kaiserlichen Despotismus mochte zu Rom und im Senate goldene Ketten tragen oder auf dem öden Fels Seriphus oder an den eisigen Ufern

[1]) Sed Plautum ea non movere, sive nullam opem videbat inermis atque exul seu taedio ambiguae spei seu amore conjugis et liberorum, quibus placabiliorem fore principem rebatur nulla sollicitudine turbatum.

[2]) Peter in seiner Geschichte Roms übergeht die Episode, welche den Rubellius betrifft, ganz und gar.

[3]) Gibbons Geschichte des allmäligen Sinkens und endlichen Untergangs des Römischen Weltreichs, übersetzt von Joh. Sporschil. B. 1. (4. Auflage) p. 84, 85.

der Donau das Leben eines Verbannten hinschleppen, überall musste er seines Schicksals in stiller Verzweiflung harren“ und als Beleg einen römischen Ritter anführt, der unter Tiberius habe zu den Parthern entfliehen wollen, aber in der Meerenge von Sicilien ergriffen worden sei (den man nicht einmal bestraft habe, weil der misstrauischeste aller Tyrannen das gegebene Beispiel für unschädlich gehalten habe), so trifft er damit das Richtige nicht. Zunächst geht er weit über den Tacitus hinaus. Denn er hält den Beweggrund, welchen jener im Sinne des Rubellius als eine der drei Möglichkeiten bezeichnet, für absolut wirklich. Ob er im Stande gewesen sei, den sechzig Mann, die geschickt worden waren, ihn zu tödten, Widerstand entgegenzusetzen, lasse ich dahin gestellt sein. Antistius hielt es für möglich. Eine Erhebung des Volks in der Provinz Asien, wie sie die Volksstimmung in Rom erdichtete, halte ich für unmöglich. Denn wie hätten diese unkriegerischen, entnervten, gesinnungslosen Provinzialen sich in jener Zeit für eine kühne That begeistern können, zumal für einen Mann, der ihnen unbekannt und gleichgültig war. Aber die Legionen des Corbulo waren in der Nähe, an deren Spitze ein Mann stand, der die Gefahr kannte, in welcher er seines Kriegsruhmes wegen schwebte. Warum konnte Rubellius nicht zu diesem entfliehen, zumal in Asien noch Niemand davon wusste, dass er getödtet werden sollte. Dann passt das Beispiel von jenem römischen Ritter durchaus nicht auf den vorliegenden Fall. Der wurde in der Meerenge von Sicilien, also in Italiens unmittelbarer Nähe, von den Häschern ergriffen. Rubellius befand sich schon seit längerer Zeit in Asien, fern von der Heimath, mit bedeutenden Hülfsmitteln. Hätte er also die Flucht versucht, und hätte sich Corbulo für ihn erklärt, was man nach der Erzählung des Tacitus für möglich halten muss, so konnte eine Entthronung des Nero wohl schon damals stattfinden. Denn in Rom wuchs die Unzufriedenheit und die Angst der Vornehmen für ihre Existenz von Tag zu Tage. Deshalb hätte sich wohl ein Mann wie Antistius, im Namen seines Schwiegersohnes, an die Spitze der Bewegung stellen können, und aus der eindringlichen Mahnung, welche er diesem zukommen lässt, geht die Absicht auch klar hervor. Rubellius aber vermochte nicht, auf die Pläne seines Schwiegervaters einzugehen.

Merivale [1]) sucht die Handlungsweise des Rubellius zu erklären, indem er sagt, es wäre die schreckliche Gleichgültigkeit gegen den Tod, in welche alle Römer jener Zeit versunken gewesen wären, und der absonderliche Abscheu derselben vor dem Exile in fremden Ländern die Motive gewesen.

Was den zweiten Punkt angeht, so kann ich auch den nicht bei Rubellius für zutreffend erachten. Die Römer der frühern Zeit sind allerdings sehr ungern in die Verbannung gegangen. Wir wissen, wie Cicero klagte, als er das Vaterland verlassen musste, wie Ovid in dem unwirthlichen Pontus sein Leben hinschwinden sah. Die Hauptstadt war, besonders in der guten alten Zeit, als man noch lebendigen Antheil an dem Staate nahm, das Lebenselement, ohne welches Körper und Geist des Römers dahinsiechten. Das war aber allmählich anders geworden. Unter den Kaisern waren die Exilirungen fast Modesache geworden und verloren deshalb viel von dem Schrecklichen, was ihnen in früherer Zeit angehaftet hatte. Die Politik wurde jetzt einzig und allein von dem Fürsten und seinen Räthen geführt, der Senat hatte sich zu vollständiger Bedeutungslosigkeit herabgewürdigt: er beschäftigte sich mit dem was von ihm verlangt wurde. Die Volksversammlungen, welche noch unter Augustus wenigstens den Schein eines Einflusses bewahrt hatten, hatten vollständig aufgehört. Anders war es allerdings mit den Zerstreuungen und Vergnügeu, welche die Hauptstadt in hohem Masse darbot. Rom hatte seine literarischen Gesellschaften, hatte Schauspiele, Rennbahn und Arena, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen. Der Modeherr mochte sich erklärlicher Weise nicht gern aus dem Eldorado seiner Vergnügungen entfernen. Aber es lebte sich auch in den Provinzialstädten ganz gut. Man konnte da seinen Vergnügungen ebensowohl nachgehen. Hatte man nur sein Vermögen gerettet (vgl. Juvenal sat. I, 44—50), so konnte man ja in ähnlicher Weise weiter leben, wie man es in Rom gewohnt gewesen war [2]).

---

[1]) cf. Ch. Merivales Geschichte der Römer unter dem Kaiserthume B. III, p. 523. Leipzig 1870 (Dyksche Buchhandlung).

[2]) Juvenal schildert in der 6. Satire (59—114) sehr eingehend, was ein vergnügungssüchtiger Mensch aufgab, wenn er die Hauptstadt verliess.

Rubellius hatte sich nun niemals an dem politischen Leben betheiligt, konnte es auch nicht einmal, wie wir später noch sehen werden. In dieser Hinsicht entbehrte er also die Hauptstadt nicht. Dann hatte er in Asien reiche Besitzungen, konnte also nach seiner Gewohnheit weiter leben. Er war sogar im Stande, seinen Beschäftigungen ungestörter als in Rom zu leben. Er hatte auch in der That das Exil schon zwei Jahre geduldig ertragen, deshalb kann unmöglich gesagt werden, dass der Abscheu vor demselben für den Rubellius ein Motiv seines apathischen Duldens gewesen sei.

Anders verhält es sich mit der Gleichgültigkeit gegen den Tod. In dieser Beziehung stimme ich dem Merivale vollkommen bei. Es ist vollkommen erklärlich, dass ein Mensch, der vor Argwohn, der ihn beständig verfolgt, niemals zur Ruhe hat kommen können, endlich des Lebens satt und überdrüssig wird, zumal wenn er einer philosophischen Richtung angehört, die da predigt, dass es besser sei, mit Gleichmuth den Tod zu erdulden, als in Sorge und Angst weiter zu leben [1]). Dazu kommt aber jedenfalls noch ein anderer Umstand, der nach meiner Meinung durchaus nicht zu übergehen ist. Ich meine nämlich, dass die Liebe zu den Seinen [2]) nicht von geringem Einfluss auf die Handlungsweise des Rubellius gewesen ist. Man scheute in jener Zeit nichts so sehr als die Armuth, und auch wir haben uns in die Anschauungsweise der Römer so hineingelebt, dass wir einen vornehmen römischen Bürger, mag er dem Senatorenstande oder auch nur dem Ritterstande angehören, uns nicht ohne sein Haus und seinen Garten, ohne Sclaven und Clienten denken können. Man suchte sich sein Vermögen zu erhalten und zu vermehren, um im Wohlstande zu leben und für die Nachkommen zu sorgen. Man scheute ja auch ungerechte Mittel nicht, sich zu bereichern. Das zeigen nicht bloss die Erpressungen, denen die Provinzen ausgesetzt waren, sondern auch die milden Urtheile, mit denen die Richter die Sünder davon kommen liessen. Und Rubellius ist seiner Frau und seinen Kindern in Liebe zu-

---

[1]) Tac. An. 14, 59. constantia opperiendae mortis pro incerta et trepida vita.

[2]) ... Tac. An. 14, 59 ... amore conjugis et liberorum, quibus placabiliorem principem rebatur nulla sollicitudine turbatum.

gethan, das geht nicht bloss aus den Worten des Tacitus hervor, er habe in verborgener und reiner Häuslichkeit gelebt [1]), sondern auch aus dem Verhalten der Antistia bei und nach seinem Tode. Es wird uns erzählt, dass sie etwas von seinem Blute und seinen Kleidern aufbewahrt und dass sie die Trauer um ihn niemals abgelegt habe (cf. Tac. An. 16, 12). Für ihn war das Leben werthlos, da er nicht in Ruhe leben konnte. Weshalb sollte er sich in eine ungewisse Zukunft hineinstürzen! Hatte er so doch Hoffnung, dass die Seinen vor Nero's Verfolgung und vor der Armuth gesichert sein würden. Ihn konnte nichts von der einmal für recht erkannten Bahn abbringen und aus seiner philosophischen Ruhe herausstören [2]).

Demnächst ist das Bild, welches nach der interessirt-theilnehmenden Schilderung des Tacitus in uns entsteht, kurz folgendes: Rubellius ist von sehr edler Geburt, hat Vorliebe für die Einrichtungen und Bestrebungen der Vorfahren, zeigt in seinem Auftreten Ernst und Würde, lebt in reiner und stiller Häuslichkeit mit einer ihm in Liebe zugethanen Gattin. Von der Oeffentlichkeit zieht er sich aus Besorgniss zurück, um so mehr aber wird man auf ihn aufmerksam, sehnt man sich, ihn statt des Nero als Leiter des Staates zu haben. Wunderbare Dinge, ein Comet und ein Blitzstrahl, fachen die Hoffnung des Volks und die Besorgniss des Fürsten immer mehr an. Auch nachdem Rubellius nach Asien verbannt ist, kommt die Besorgniss des Nero nicht zur Ruhe. Er wird von dem Tigellinus auf die Legionen aufmerksam gemacht, welche im Osten stehen, an deren Spitze sich Rubellius stellen könne, er wird an die stoischen Grundsätze, denen dieser huldige, an die altfränkischen Sitten, die er zeige, wieder und wieder erinnert. Man sendet Leute aus, den Rubellius zu tödten. Er wird von seinem Schwiegervater aufgefordert, etwas zu seiner Rettung zu thun. Er kann sich dazu aber nicht entschliessen, sondern erleidet in Gleichgültigkeit und weil er so aufs beste für die Seinigen zu sorgen meint, den Tod.

So erscheint uns Rubellius nach der Schilderung des Tacitus.

---

[1]) cf. Tac. An. 14, 22 (erat) casta et secreta domo.

[2]) Der Stoicismus, dem er anhing, war in jener Zeit, wie Merivale bemerkt, ein Trost für die Unthätigkeit, nicht ein Stachel zur Thätigkeit.

Wenn wir aber die Art der Schilderung mit der geschilderten Persönlichkeit, mit ihrem Thun und Handeln, näher in Beziehung setzen, so scheint uns dazwischen ein gewisses Missverhältniss obzuwalten. Die interessirt-eingehende Erzählung, die angezogenen Naturereignisse, die wiederholte Erwähnung der Volksstimmung, stehen in keinem rechten Verhältniss zu der Person des Rubellius, welcher in absoluter Thatenlosigkeit dahin lebt, welcher nicht im Stande ist, sich der Apathie zu entreissen, obgleich der Tod näher und näher an ihn herantritt. Wir kommen zu der Meinung, dass er nur deshalb erwähnenswerth wird, weil ihn Nero als einen Spross des alten Julischen Hauses hinrichten lässt, dass er also weit weniger durch seine Persönlichkeit interessirt, als durch die Ereignisse, welche sich an dieselbe anschliessen. Und wir wundern uns, dass ihn Tacitus in solcher Weise in den Vordergrund stellt und fragen uns, welche Gründe ihn dazu geführt haben. Wir kommen zu der Ueberzeugung, dass noch etwas Anderes als die rein geschichtlichen Thatsachen dazu mitgewirkt hat, die Person des Rubellius in dieser Weise der Nachwelt zu überliefern.

Haben wir aber auch das Recht, an der Darstellungsweise des Tacitus zu kritisiren? Dürfen wir die geschilderte Persönlichkeit anders auffassen, als sie uns nach seiner Darstellung auf den ersten Blick erscheint? Er steht noch mit einem Fusse in den Anschauungen der Zeit, welche er uns vorführt, er hat Mittel und Wege gehabt, die eingehendsten Studien über die Gegenstände anzustellen, sich auf das Genaueste zu unterrichten. Ist es da nicht Vermessenheit zu tadeln, wo er Alles in der schönsten Ordnung findet? Ich will mich nicht auf die Männer berufen, welche die Glaubwürdigkeit des Tacitus angezweifelt haben [1]), sondern zunächst eine Beurtheilung des Rubellius aus dem Alter-

---

[1]) In Bezug auf den Tiberius hat zuerst Sievers (Tacitus und Tiberius. Schulprogramm der Stadtschule zu Hamburg 1850/51) die verurtheilende Darstellung des Tacitus zurückgewiesen als ungerecht. Woltersdorff (über den Einfluss, welchen Tiberius auf die im Senate verhandelten Processe ausgeübt hat, Programm des Domgymnasiums zu Halberstadt 1852/53) hält im Ganzen an der Taciteischen Ansicht fest. Ad. Stahr (zunächst im Tiberius, später tritt er auch in seinen übrigen den Tacitus betreffenden Schriften gegen diesen auf) sucht den Tiberius zu reinigen, indem er die Verdachtsmomente auf die Livia zusammenwirft. Demnächst hält Pasch (zur Kritik des

thume selbst beibringen, welche ganz anders lautet, obwohl sie um dieselbe Zeit verfasst ist (vergl. p. 2 Anm.) und von einem Manne, der hinreichend Gelegenheit gehabt hat, sich zu unterrichten. Ich meine den Juvenal. Nachdem dieser im Anfang der 8. Satire darauf aufmerksam gemacht hat, dass eine vornehme Abkunft den Menschen durchaus nicht besser mache, sondern dass nur der zu rühmen sei, der sich durch lebendige Bürgertugend auszeichne, dass ein Mensch ohne diese Tugend, wenn er von vornehmem Geschlechte sei, gewissermassen mit seinem Namen in Widerspruch gerathe, fährt er mit Vers 39 folgendermassen fort: An wen richtet sich denn meine Mahnung? Mit dir rede ich, o Rubellius Blandus. Du bist stolz auf den hohen Stammbaum der Druser, gleichsam als ob du selbst etwas dazu gethan hättest, dass du adlig wärest, damit dich ein Weib empfinge, welches durch das Julische Blut, das in ihren Adern rollt, berühmt ist, nicht ein solches, welches, um Lohn gedungen, unter dem niedrigen Walle webt [1]. Ihr seid gering, sagst du, ihr die Hefe des Volkes, da von euch Niemand die Heimath des Vaters angeben kann. Ich aber bin ein Cecropide (von königlichem Stamm). — Leb und freue dich recht lange dieses Ursprungs! Doch aus der Hefe des Volks wirst du einen Quiriten hervorgehen sehen, der die Processe der unwissenden Vornehmen zu führen pflegt; aus dem Volke mit der Toga wird der hervorgehen, welcher die Knoten des Rechts und die Räthsel der Gesetze ausdeuten kann. Dieser zieht in rüstiger Jugendkraft mit den Waffen an den Euphrat und zu den Adlern, welche den gebändigten Batavér bewachen. Aber du bist nichts als ein Cecropide und einem verstümmelten Hermes sehr ähnlich. Du zeichnest dich ja durch keinen andern Unterschied vor ihm aus, als dass er ein marmornes Haupt hat, dein Bildniss aber lebt.

Tiberius mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von Ad. Stahr) die Taciteische Ansicht aufrecht. L. Freitag (Tiberius und Tacitus) will die tendenziöse Schilderung des Tiberius zurückweisen. Mommsen und Merivale haben ähnliche Ansichten. Letzterer spricht es auch bei Gelegenheit der Schilderung des Nero aus, dass Tacitus ein unsicherer Gewährsmann sei. Peter nimmt eine vermittelnde Stellung ein.

[1]) An dem Walle zwischen dem Collinischen und Esquilinischen Thore wohnten nur arme Leute.

Sage mir, Nachkomme der Teucrer, wer nennt die stummen Thiere edel, wenn sie nicht muthig sind? So preisen wir das geflügelte Ross, welchem mit leichter Palme am häufigsten der Sieg erglüht und zubraust in dem heisern Circus. Das ist edel, von welcher Weide es auch kommen mag, dessen flüchtiger Lauf vor den andern bemerkbar ist und dessen Staub der erste in der Ebene. Aber ein käufliches Vieh nennen wir das Geschlecht des Coryphaeus und Hirpinus [1]), wenn der Sieg selten auf dem Joche sitzt. Da giebts keine Achtung vor den Vorfahren, keine Gunstbezeugung der Schatten wegen. Für geringen Preis lässt man sie die Herren wechseln, an zerschundenem Halse ziehen sie den Karren mit schleppenden Füssen und sind werth, die Mühle des Nepos zu treten. Damit wir d i c h also bewundern, nicht das d e i n e, gieb zuerst etwas, das wir in die Inschrift einmeisseln können ausser den Ehren, welche wir weihen und weihten denen, welchen du Alles verdankst.

Hiermit schliesst der Dichter seine herbe Anrede und fährt dann noch fort, gleichsam als ob er seine Kritik noch begründen wolle: Dies sei genug an den Jüngling, welchen uns der Leumund hochmüthig nennt und gebläht und voll von der Verwandtschaft des Nero, denn der gemeine Verstand ist ja selten bei solcher Stellung [2]). Dann kehrt er wieder zu dem Ponticus zurück [3]), an den die Satire gerichtet ist, und zeigt ihm, wie er den wahren Adel und den wahren Ruhm nur erlangen könne, wenn er sich als Mensch und Bürger lebendig bethätige, wenn er allen seinen Pflichten streng und gewissenhaft genüge.

Was Juvenal sagen will, ist also folgendes: Der untüchtige Mensch von vornehmer Geburt, mit hochberühmten Ahnen, die ihre Berühmtheit ja einzig und allein durch Tüchtigkeit erlangt haben, geräth mit seinem Namen in

---

[1]) Coryphaeus und Hirpinus sind zwei berühmte Rennpferde. Von den Ahnen des letztern spricht auch Martial epigr. III, 67, 12.

[2]) sensus communis, der gemeine Verstand — gesunde Menschenverstand — ist die Kenntniss dessen, was die Menschen ihrer Mehrzahl nach denken und empfinden; es ist eine Klugheit, welche in jedem Menschen naturgemäss vorhanden sein muss, der sich mit offenen Augen und vorurtheilsfreiem gesundem Sinn in der Welt umgesehen hat (vgl. Ruperti zu Juven. v. 73).

[3]) Ponticus ist ein junger Adliger, der im Begriff steht, ein Staatsamt zu übernehmen.

Widerspruch. Denn der Name spricht die Erwartung aus, dass der Inhaber desselben in ähnlicher Weise wie der Vorfahr handeln wird. Geschieht dies nun nicht, so hat es das Ansehen, als ob er aus Ironie seine Benennung erhalten hat, als ob dadurch so recht seine Kleinheit gegenüber der Grösse des Vorfahrs zum Bewusstsein gebracht werden soll. Der Name Aemilianus erinnert einen sofort an den Eroberer Karthagos und Numantias, Curius (Dentatus) an den Besieger der Sabiner, Samniter und des Pyrrhus, Corvinus an den gefeierten Dictator M. Valerius Corvus, Galba an den berühmten Redner. Man denkt deshalb bei Nennung dieser Namen an die Tugenden, welche das römische Volk gross gemacht haben. Um so schmerzlicher berührt es, wenn die jetzigen Träger der Namen sich durch weiter nichts als Laster und Verbrechen auszeichnen, wenn keine Spur von Thatkraft in ihnen ist. Widerlich wird es, wenn solche Menschen mit ihren Vorfahren prahlen und andere verachten, die nicht so berühmte Ahnen aufzuweisen haben. Es kommt einzig und allein auf ein tugendhaftes Leben und tugendhafte Handlungen an. Der Patricier an sich ist eben so viel und nicht mehr werth als der Plebejer, der thatkräftige, tugendhafte Plebejer ist hoch zu schätzen, der unthätige, lasterhafte Patricier ist zu verachten.

Es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass Rubellius in diesem Zusammenhang als abschreckendes Beispiel eines vornehmen Römers hingestellt wird. Er stammt vom Drusus ab, aus dem berühmten Geschlechte der Claudier, er gehört durch Adoption seines Grossvaters dem Julischen Geschlechte an. Beide haben eine Reihe von ausgezeichneten Männern aufzuweisen, letzteres einen Caesar und Augustus, dessen Nachkommen noch auf dem Throne sitzen. Rubellius fühlt sich auch als Prinz des regierenden Hauses und lässt es andere empfinden, dass sie ihrer Geburt und Stellung nach tiefer stehen als er. In seinem Wesen drückt sich der Claudische Stolz, nicht die Julische Leutseligkeit aus. Er sollte durch seine Ahnen und hohe Stellung angestachelt werden, etwas Grosses zu leisten, aber er lebt ohne jegliche Thätigkeit dahin. Weder als Redner noch als Rechtsgelehrter noch als Soldat tritt er in das öffentliche Leben ein. Er thut so, als ob er dazu in die Welt gekommen wäre, auf den Lorbeeren zu ruhen, welche die Vorfahren erworben haben. Und doch ist es nicht sein

Verdienst, dass er in so berühmtem Geschlechte geboren ist. Deshalb kann er nicht verlangen, dass andere ihn deshalb ganz besonders verehren sollen. Verlangt er Ehre und Auszeichnung, so möge er auch darnach handeln. Aber freilich, für einen so hohen Herrn gelten die sonst allgemein gültigen Anschauungen und Wahrheiten nicht. Er kennt sie auch nicht einmal, denn aus dem lebendigen Verkehr mit andern Menschen, wo sie aufgesucht werden müssen hat er sie nicht kennen lernen können, da er, durch Hochmuth verblendet, sich von den übrigen Menschen fern gehalten hat.

Vergleichen wir nun die Beurtheilungen unserer beiden Gewährsmänner, so springt ihre grosse Verschiedenheit sofort in die Augen. Tacitus hat kein tadelndes Wort in seiner Darstellung. Sie ist nicht einmal so gefärbt, dass man irgendwo eine Missbilligung der Handlungsweise jener Helden heraushören könnte, ohne dass es besonders ausgesprochen wäre. Vielmehr nimmt er an demselben ein inniges Interesse. Seine Seele begleitet ihn auf seinem Lebenswege, umschwebt ihn bei seinem Tode; sogar in sein Inneres sucht er einzudringen, sucht seine Gedanken und Empfindungen zu errathen. Das kann er nur, indem er in der Tiefe seines Herzens mit ihm sympathisirt. Wir fühlen heraus, dass er vorkommenden Falls vielleicht ebenso gehandelt hätte.

Juvenal dagegen ist in seinem Urtheile kalt und absprechend. Er sucht nach Fehlern und findet sie in grosser Anzahl. Er hat für die geschilderte Persönlichkeit kein liebend-eingehendes Interesse. Er sucht ein Beispiel der Thatenlosigkeit bei vornehmer Abstammung und findet ein geeignetes in der Person des Rubellius. Er betrachtet diesen nicht, wie er geworden, welche Umstände zu seiner Ausbildung mitgewirkt haben. Er sucht nichts zu erklären, nichts zu entschuldigen. (Die Bemerkung, dass der gesunde Menschenverstand in so hoher Stellung selten sei, soll nicht als erklärende Entschuldigung dienen, dass Rubellius so wenig Einsicht in die reellen Verhältnisse hat, sondern diesen Mangel in recht helles Licht setzen.) Er wird als einzelne Person angesehen, die selbstständig dastehen und ihre Umgebung mit eigenen Mitteln schaffen sollte, aber vor Indolenz nicht dazu kommen kann.

Tacitus also sucht zu erklären, Juvenal verurtheilt; bei jenem wird die Person durch äussere Umstände, durch zufällige Ereignisse bestimmt, wird von einem grausamen Geschick getrieben, bei diesem wird die freie Selbstbestimmung betont. Vor allen Dingen soll der Mensch selbst handeln; nur dadurch kann er sich Achtung und Anerkennung erwerben.

Wir hatten bereits darauf aufmerksam gemacht (vergl. oben p. 10), dass Rubellius eine so theilnehmende Schilderung, wie sie ihm Tacitus angedeihen lässt, nicht zu verdienen schiene. Wir haben nun gefunden, dass Juvenal die Thatenlosigkeit, welche wir als das störende Element ansahen, das uns nicht vollständig für den Taciteischen Helden sympathisiren liess, zum Ausgangspunkt seines Tadels macht. Die übrigen Momente gewinnen hiermit erst ihre Bedeutung. Juvenal zeigt z. B. recht oft, dass er aristokratischen und nationalen Stolz nicht nur nicht für verzeihlich hält, sondern ihn sogar verlangt. Aber er verlangt auch, dass er mit Tugend gepaart sei. Hätte also Rubellius nur kräftig gehandelt, so wäre ihm Stolz auf seine Abkunft und fürstliche Stellung und auch wohl einige Geringschätzung der Leute von niederer Geburt gern verziehen worden. Wenn Tacitus dagegen den Mangel an Thatkraft gar nicht zu bemerken scheint, welcher sogar noch bei seiner interessirten Schilderung fast unverholen zu Tage tritt, so geht daraus hervor, dass es ihm auf ganz andere Dinge ankommt.

Wenn Nipperdey sagt (Einl. z. Tac p. 29), dass es sich nicht lohne, Berichte anderer Schriftsteller, die in jeder Beziehung weit unter ihm ständen, denen des Tacitus gegenüber zu stellen, so mag das im Grossen und Ganzen richtig sein. Denn es hat keiner der uns überkommenen Schriftsteller jener Zeit in gleichem Umfange, mit gleichem Ernste, mit gleicher Theilnahme die Dinge erforscht und mit gleicher Bestimmtheit und Genauigkeit zur Darstellung gebracht. Aber Tacitus ist durch und durch Gefühlsmensch, er liebt und hasst. Wenn er auch den Anspruch macht, sine ira et studio zu schreiben, so hat er doch seine Lieblinge, auf welche sein Auge mit Freude blickt und deren Unglück ihm tief zu Herzen geht. Vielleicht beurtheilt er diese milder, zumal wenn sie von denen zu leiden haben, welche er mit Recht verabscheut. Und es wird deshalb lohnend sein,

wenn wir mit dem seinigen ein anderes Urtheil von gleich subjectiver Färbung vergleichen.

Wie Tacitus über einen Gegenstand denkt, ob er eine Handlung billigt oder missbilligt, lobt oder tadelt, das empfinden wir unmittelbar aus der Darstellung heraus, ohne dass er in der Erzählung anzuhalten brauchte, um uns seine Meinung noch besonders auszusprechen. Wenn er uns trotzdem sein Urtheil über gewisse Gegenstände oder Personen mit besonderen Worten ausspricht, so verfolgt er damit noch eine ganz andere Absicht. Das betreffende Urtheil hat dann viel weniger den Zweck, Resultat der Erzählung zu sein, um den Leser ja nicht in Zweifel darüber zu lassen, was der Schriftsteller denn eigentlich meine, als vielmehr mit Dingen bekannt zu machen, die in der Erzählung nicht berührt werden, aber zur Erklärung und zum Verständnisse des Ganzen dringend nothwendig sind. So verhält es sich hier mit den Worten: Rubellius war ein Verehrer der Bestrebungen der Vorzeit, zeigte Ernst und Strenge in seinem Auftreten, lebte züchtig und verborgen zu Hause, und je mehr er sich zurückzog, um so mehr sprach man von ihm. In diesen Worten reflectirt sich der Zustand des römischen Reiches unter Nero in politischer und socialer Hinsicht. Hier haben wir das Verhältniss des Fürsten zu seiner Familie und zu den vornehmen Familien überhaupt, hier im Besondern die Lage angedeutet, in der sich ein Prinz des regierenden Hauses dem Fürsten und dem Volke gegenüber befand.

Der römische Staat war durch die Kraft und Tüchtigkeit seiner Bürger gewachsen, welche, wenn auch Hader und Zwietracht unter ihnen herrschten, sich in lebendiger Vaterlandsliebe einig fühlten. Aber nach und nach hatte sich diese Tüchtigkeit verloren, die Bande, welche den Einzelnen an das Gemeinwesen geknüpft hatten, hatten sich gelöst. Man fand nicht mehr seine Befriedigung in dem Staatsdienste, sondern suchte sie in sinnlichen und geistigen Genüssen, welche den Einzelnen immer mehr auf das eigene Ich als den Mittelpunkt seines Strebens hinwiesen. Das otium des römischen Bürgers wurde sein negotium. Und wenn er auch die Aemter verwaltete, so war ihm nicht Hauptzweck das Wohl des Staates, sondern seine eigenen Interessen, die demselben oft sshnurstracks entgegen liefen. Bei einer solchen Gesinnung waren die Bürgerkriege, her-

vorgegangen aus dem Streben, die herrenlose Gewalt mit eigener Hand zu fassen, die natürliche Folge. Als sie den römischen Staat nach allen Richtungen hin durchtobt, als sie ihn in ihren Grundfesten erschüttert hatten, da stellte sich die kaiserliche Gewalt über das Ganze. Sie war also recht eigentlich eine Ergänzung des römischen Wesens, eingetreten an eine Stelle, welche leer geworden war. Sie übernahm die Leitung des Staates, welche den ermüdeten Armen der Republik entglitten war. Der Mangel an politischer Tüchtigkeit der Bürger wurde ihre Stärke. Ihr Verlauf war mithin schon durch ihre Entstehung mit Nothwendigkeit vorgezeichnet. Sie musste vor allen Dingen verhüten, dass sich wieder erhöhte Theilnahme für das Gemeinwesen bildete, sie musste dieselbe im Gegentheil immermehr abzustumpfen suchen, also vernichten, was etwa die Hand nach den Befugnissen auszustrecken wagte, welche sie sich usurpirt hatte. So erklärt es sich, dass die kaiserliche Gewalt es sich angelegen sein liess, für sinnliche und geistige Genüsse jeder Art zu sorgen, dass sie aber auch die hervorragenden Männer, welche ihre Besorgniss erregten, unschädlich zu machen suchte, mochten sich diese auch durch weiter nichts als ihre vornehme Abkunft auszeichnen.

Deshalb beginnt ein Vernichtungskampf gegen diese, zuerst mit Bewusstsein unter Tiberius, dann instinctartig unter seinen Nachfolgern bis zum Ende des ersten Jahrhunderts fortgesetzt. Dann sind die berühmten Geschlechter verschwunden. Die langen Aehren des römischen Saatfeldes sind ausgerauft; am Schlusse des Jahrhunderts giebt es nur noch Herrscher und Unterthanen.

Zur Herbeiführung dieses Zustandes hat wohl Nero mit am meisten beigetragen. Seinem furchtsam-argwöhnischen und grausamen Charakter gemäss findet er sich sehr leicht bewogen, die Verdächtigen das Aeusserste erdulden zu lassen. Und sie ertragen es in stumpfer Resignation, da ihnen der thatkräftige Sinn abhanden gekommen, da ihnen die virtus Romana, welche den römischen Bürger erst zu einem solchen macht, verloren gegangen ist.

So blutet das römische Volk unter Neros grausamer Hand aus tausend Wunden. Dazu zerstört er alles Althergebrachte mit leichtsinnig-frevelnder Hand, er will das Volk ganz von seiner Vergangenheit losreissen. Griechische und

nach griechischer Weise gebildete Männer bilden seinen nähern Umgang, griechische Sitten und Gewohnheiten, Belustigungen des Volks nach griechischer Weise werden mit grosser Vorliebe aufgenommen. An die Stelle des römischen Ernstes, dessen sich der Römer der guten alten Zeit niemals entäusserte, tritt leichtsinniges, nichts Ehrbares achtendes Wesen. Der Fürst belustigt sich durch Excesse und Strassenunfug. Er tritt öffentlich als Schauspieler und Sänger auf und verleitet auch andere dazu. Ebenso giebt er durch sein Beispiel Veranlassung zu den grössten Zügellosigkeiten und Verbrechen. Sogar seine nächsten Verwandten bringt er um; die Ehe, welche er eingegangen ist, um zur Herrschaft zu kommen, ist für ihn eine unerträgliche Last. Seine junge tugendhafte Gemahlin vernachlässigt und kränkt er auf jede Weise, bis er auch sie unter gemeinen Beschuldigungen umbringen lässt [1]).

Es liegt in der Natur der Sache, dass sich unter solchen Umständen eine Ueberlieferung bildete, welche ganz besonders scharf das Verhältniss des Fürsten zu denen ins Auge fasste, welche von ihm zu leiden hatten. Wenn der Fürst damals der Unmensch erschien, welcher er wirklich war, so erinnerte man sich mit Vorliebe an die Männer, welche als Märtyrer ihres Standes gestorben waren und sich durch ihren Tod mit einem gewissen Heiligenschein umgeben hatten. Natürlich richtete sich das Auge vornehmlich auf das Lebensende, das ja, wenn es recht unglücklich ist, nicht bloss die Freunde heftig bewegt, sondern sogar die heftigsten Feinde versöhnen kann. Man kam so dahin, dass man im Hinblick auf den Tod das ganze Leben mit Milde beurtheilte und vieles übersah oder doch entschuldigte, was man sonst angemerkt oder gerügt haben würde.

Bei der aristokratischen Gesinnung des Römischen Volkes musste ihm das Unglück der Männer von vornehmer Geburt ganz besonders zu Herzen gehen. Die Theilnahme musste sich noch steigern, wenn der Unglückliche der fürstlichen Familie angehört hatte, wenn berechtigte Hoffnung dagewesen war, in seiner Person einen bessern Regenten zu bekommen. Da fluchte man seinem Mörder

[1]) In R. Hamerlings Ahasver in Rom (Hamburg 1870) tritt uns Neros Bild mit voller Klarheit entgegen, wenn die Farbengebung auch etwas zu grell ist.

als dem Vernichter der eigenen Hoffnungen, da pries man die Eigenschaften, welche den Liebling vor jenem ausgezeichnet hatten, und vergass seine Fehler und Gebrechen.

In solcher Weise wird sich gleich nach der Katastrophe, welche den Rubellius betraf, die öffentliche Meinung über ihn gebildet haben. Zunächst hatten nur wenige Leute seines Standes eine Ahnung davon, was in dem fernen Asien geschah. Durch ihre Vermittelung wurde es auch in weiteren Kreisen bekannt, und die Person des Gemordeten strahlte in immer hellerem Lichte, je mehr sich sein Mörder durch Verbrechen besudelte. Nero wurde für ihn die dunkle Wand, auf welcher er um so heller hervortrat. Zwar hatte er sich noch nicht an dem öffentlichen Leben betheiligt, hatte es nicht vermocht, sich zu einer kühnen That aufzuraffen, aber das wurde auch nicht gerade von ihm verlangt. Man war zufrieden, dass er sich in seinem Leben als Neros Gegentheil bewiesen hatte.

So ist die Ueberlieferung beschaffen, welcher Tacitus folgt. Um aber die Darstellung dieses charaktervollsten aller Schriftsteller ganz würdigen zu können, müssen wir in Kürze näher darauf eingehen, in welcher Weise die Römische Welt sich in seinem Bewusstsein spiegelt Indem er forschend und nachdenkend auf die Zustände des Staates eingeht, findet er, dass sich derselbe in ganz anderen Bahnen befindet, als sie zu einer gesunden Entwicklung erforderlich sind. Die Gegenwart ist himmelweit von dem Ideale entfernt, welches ihm vorschwebt. Dieses Ideal liegt in der Vergangenheit, in der grossen Zeit der Republik, in der Zeit der Punischen Kriege. Seine Lieblinge sind die hervorragenden Männer, welche die Grösse des Vaterlandes begründet, vermehrt und erhalten haben. Das Elend der Bürgerkriege hat das ganze Volk tief herabgedrückt. Die strengen rechtlichen Männer, die sich durch hohe Tugenden auszeichneten, sind dahin, ihre Nachkommen sind entartet. Den Frieden, welchen die morsche Republik nicht wieder gewinnen konnte, hat endlich Augustus mit Klugheit und Mässigung begründet. Das ist sein Verdienst. Die Alleinherrschaft ist allerdings eine viel schlechtere Regierungsform als die Republik, aber sie ist ja nothwendig geworden, weil das Volk nicht mehr im Stande ist, sich selbst zu regieren [1]). Die Alleinherrschaft ist mithin ge-

[1]) cf. Histor II, 37, 38; I. 16. Peter, Gesch. Roms B. III, Abth. II, p. 239

rechte Strafe für die Entartung. Doch die strafenden Mächte sind nicht damit zufrieden, dem Volke die Freiheit genommen zu haben. Es kommen nach Augustus Kaiser auf den Thron, welche die kluge Mässigung desselben nicht haben, welche die hervorragenden Familien nicht durch Milde und Schonung an den neuen Zustand gewöhnen, sondern schonungslos entweder der Gewalt beugen oder vernichten wollen. Sie halten ihre Macht nicht für sicher, so lange die alten Geschlechter, welche sich mit ihren Erinnerungen an die glorreiche Vergangenheit anklammern, neben ihnen bestehen.

Ein Geschlecht nach dem andern ist dahingesunken, und am meisten hat der grausame Nero unter ihnen gewüthet. Er ist der letzte des Claudisch-Julischen Hauses, aber auch der blutdürstigste, der unwürdigste. Es schwebt ein eigenthümliches Verhängniss über dieser Familie. Die Mitglieder derselben, welche die Hoffnung eines bessern Zustandes erregen, werden dahingerafft und nur die unwürdigen kommen zur Herrschaft. Diesen Moment fasst Tacitus ganz besonders scharf ins Auge, darauf macht er ganz besonders gern aufmerksam. Der liebenswürdige Drusus geht im Kampfe gegen die Barbaren zu Grunde (Tac. An. I. 33), der grausame und hinterlistige Tiberius kommt zur Herrschaft. Ihm gegenüber ist Germanicus eine lichte Heldengestalt, die aber dem römischen Volke nicht gegönnt wird, sondern in der Blüthe ihrer Jahre dahin muss. Mit welcher Liebe, mit wie wehmüthiger Freude schildert er uns die Thaten dieses Helden, mit welchem Bedauern seinen Untergang. Mit wie tiefer Trauer und Erbitterung erzählt er, wie der kalte Tiberius das Volk herabwürdigt. Tiberius ist für seinen Lieblingshelden der dunkle Hintergrund und vielleieht hat er ihn hier und da zu dunkel gezeichnet, um diesen um so mehr hervortreten zu lassen [1].

---

[1]) Wenn Ad. Stahr (Römische Kaiserfrauen) in der Untersuchung über Agrippina zu dem Resultat kommt, dass die am meisten zu bemitleidende Person in der Tragödie von dem Untergange des Germanicus und seines Hauses die des Tiberius sei, so ist das, gelinde gesagt, eine Uebertreibung. Als ein preisenswerther Character kann Tiberius niemals aufgefasst werden, wenn es vielleicht auch möglich ist, ihn zu entschuldigen, weil er nach harten Schicksalsschlägen zu dem geworden ist, als welcher er in der Geschichte erscheint.

Aehnlich wie zwischen Tiberius und Germanicus ist das Verhältniss zwischen Nero und Rubellius. Nachdem daher der Blick des Geschichtsschreibers von den Freveln, welche ersterer begangen hat, gesättigt ist, weilt er mit Liebe auf diesem anderen Spross der Cäsarenfamilie. Er stammt von dem liebenswürdigen Drusus ab, der in seinem freundlichen Wesen, das er auch der Familie des Germanicus gegenüber zeigte, die Hoffnung erregt hatte, es würde unter seiner Regierung sich vieles zum Bessern wenden, was unter Tiberius Unzufriedenheit erregte. Aber er ging zu Grunde in der Blüthe seiner Jahre. Auch Rubellius würde, hätten ihn die Götter an Stelle des Nero zum Herrscher gemacht, den Staat ganz anders und besser gelenkt haben als dieser grausame Tyrann. Er hätte die alten Staatsformen, so weit sie sich mit der Alleinherrschaft vertrugen, bestehen lassen, hätte das National-Römische gegenüber dem Griechenthume und dem fremdländischen Wesen überhaupt zu Ehren gebracht, hätte für die Ueppigkeit und Schwelgerei die alte römische Strenge und Einfachheit wieder eingeführt, hätte der Ehe ihre Heiligkeit und Unverletzlichlichkeit zurückgegeben.

Das Alles hätte Rubellius gethan, wäre ihm Raum gegeben, seine Eigenthümlichkeiten zu entfalten. Aber er kann es nicht. Die Zeit des Nero ist noch trostloser geworden, wie die des Tiberius. Damals war es wenigstens noch erlaubt zu handeln, jetzt ist es schon höchst anerkennenswerth, wenn sich Jemand von den Lastern und Freveln der Zeit zurückhält nnd ein ehrbares Leben führt.

Wie Tacitus über die trostlose Lage des Staates denkt, geht am klarsten aus seinen Aeusserungen hervor, welche er An. XVI, 16 über den Zweck ausspricht, welchen er sich bei der Schilderung der traurigen Verhältnisse unter Nero gesetzt hat. Nachdem er hier eine Reihe von Männern genannt hat, welche gezwungen waren, selbst Hand an sich zu legen, um dem schimpflichen Tode durch den vom Kaiser beauftragten Henker zu entgehen, fährt er in folgender Weise fort: Selbst wenn ich von auswärtigen Kriegen erzählte und von so ähnlichen Todesfällen, denen man sich für das Gemeinwesen unterzogen hätte, so würde ich nicht nur selbst ermüden, sondern auch erwarten, dass andere derselben überdrüssig würden, da man über die fortwährend traurigen Lebensausgänge, wären sie auch ehrenvoll, Ueber-

druss empfinden würde. Jetzt aber ist es die knechtische Geduld und so viel zu Hause vergossenes Blut, welches den Geist ermüdet und niederdrückt. Und ich möchte diejenigen, zu deren Kenntniss diese Gräuel kommen, um keine andere Nachsicht bitten, als dass sie nicht verlangen, ich sollte über die ein verdammendes Urtheil aussprechen, welche so feige und thatenlos zu Grunde gingen. Es wardas der Zorn der Götter gegen den römischen Staat, welcher sich nicht mit einmaliger Angabe übergehen lässt, wie bei Niederlagen von Heeren und Eroberung von Städten; man ist dies dem Nachleben berühmter Männer schuldig, damit sie, wie ihre Bestattungen sich vor den Beerdigungen des grossen Haufens auszeichnen, so auch bei der Ueberlieferung ihres Lebensendes ein gesondertes Andenken empfangen und behalten. — Nach dieser Klage über die traurige Beschäftigung, die ihm zu Theil geworden, fährt der Schriftsteller fort, andere Namen aus berühmten Geschlechtern anzuführen, welche auf so unrühmliche Weise den Tod zu erleiden gezwungen waren.

Tacitus entschuldigt sich also, dass er alle die Männer aufzählt, dass er die Umstände ihres Todes, die doch so viel Aehnlichkeit haben, bei jedem besonders schildert, obwohl allen das gemeinsam ist, dass sie nicht den kühnen Muth haben, etwas für ihr Leben zu wagen, sich der Thatenlosigkeit zu entreissen. Doch das ist nicht ihre eigene Schuld, sondern die Ursache liegt in dem Zorne der Götter gegen das römische Volk. Und diesen Götterzorn will Tacitus in den einzelnen Erscheinungen aufsuchen und erweisen, dafür hat er eine ganz besondere Vorliebe. Nicht ist ihm der so ehrenvolle Tod vieler Menschen für das Gemeinwesen so beachtungswerth, wie gerade das hoffnungslose unwürdige Hinsterben der Männer aus berühmten Geschlechtern. Sie sind willenlose Typen des göttlichen Zorns, ohne eigne selbständige Handlung. Sie werden von dem göttlichen Hasse getroffen, weil sie, aus dem grossen Haufen hervorragend, recht eigentlich das ganze römische Volk repräsentiren.

Aus diesem fatalistischen Glauben an den Zorn der Götter, welche so unsägliches Leiden über das römische Volk verhängt haben, welche den Untergang der vornehmen Familien wollen, um durch ihre Vernichtung das ganze Volk zu treffen, erklärt sich nun zum grossen Theil die Art und Weise der Darstellung des Todes des Rubellius. Dieser

Mann ist ein hervorragendes Beispiel, wie die Fügungen der Götter sich an hervorragenden Sterblichen offenbaren. Er ist zum Unglück bestimmt, und der Geschichtsschreiber hat weiter nichts zu thun, als ihn bis zum Tode zu begleiten und die Momente ganz besonders zu betonen und hervorzuheben, in denen sich die göttlichen Fügungen am klarsten zeigen. Es steht ihm nicht zu, über ihn ein absprechendes Urtheil auszusagen. Höchstens kann er nach Erklärungsgründen suchen. Die Götter haben es so gewollt. Man sieht ihren Willen in den Wunderzeichen, welche immer wieder auf den Mann aufmerksam machen, obwohl er sich vom öffentlichen Leben vollständig zurückgezogen hält, man sieht ihn an den Menschen, welche bei Gelegenheit dieser Wunderzeichen denselben mit verfrühter Huldigung zu umgeben trachten, mit einem Worte, man sieht ihn in all den Fügungen, welche mit solcher Nothwendigkeit auf den Tod auslaufen, als wären sie kunstvoll von einem Dichter erfunden, welcher sich den Zweck gesetzt hätte, einen der Nothwendigkeit unterliegenden Menschen mit effectvoller Feder zu zeichnen.

Erkennt denn aber Tacitus gar keinen freien Willen an? Ist der Mensch in allen seinen Beziehungen einem unvermeidlichen Geschick unterworfen? Ueber dies Problem ist der Schriftsteller nicht zu vollständiger Klarheit gekommen (vgl. Nipperdey in der Einl. z. Tac.). So viel steht fest, dass er den freien Willen nicht vollständig geleugnet hat. Göttlicher Bestimmung zwar schreibt er zu, ob ein Mensch aus vornehmem oder niedrigem Geschlechte abstammt, ob er Freier oder Sclave, als Römer oder Nichtrömer geboren ist. Erst mit der vornehmen Geburt bekommt er seinen wahren Werth, seine Stellung in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Nach beiden Seiten hin ist er den verschiedenartigsten Einwirkungen ausgesetzt, welche die Lebensschicksale bestimmen. Am meisten greift der Staat ein, und ihm gegenüber muss sich der Einzelne fügsam erweisen. Auch der grausame und unwürdige Herrscher ist nach göttlichem Willen da. Man muss sich ihm fügen und schweigend ertragen und seine Grausamkeit nicht nutzlos herausfordern. Aber der Mensch soll sich auch nicht erniedrigen, indem er an den schlechten Handlungen des Fürsten Theil nimmt oder sie gut heisst. Thut er dies, so ist es seine eigene Schuld. Im Privatleben kann er sich

so zeigen wie er ist, kann sich von allen Ungehörigkeiten fern halten.

Damit haben wir denn die Gesichtspunkte gewonnen, von denen aus wir die Charakteristik des Rubellius bei Tacitus betrachten müssen. Göttliche Fügungeu sind es, welche den jungen Mann zum Tode führen, um dadurch das unglückliche römische Volk noch mehr zu schlagen. Das thatenlose Zugrundegehen wird hiermit zu der bewussten Erkenntniss, dass der Einzelne dem Willen der Götter nicht in den Weg treten dürfe. Deshalb darf man kein tadelndes Wort aussprechen, wenn man auch auf das tiefste beklagen muss, dass es so gekommen ist. Im Uebrigen hat sich Rubellius so gezeigt, wie er sich zeigen konnte. Er hat sich in den Tugenden hervorgethan, welche auszuüben noch in seiner Macht lag und die um so mehr in die Augen treten, wenn man die Lasterhaftigkeit der Zeit im Allgemeinen und seines Mörders im Besondern nicht mit Stillschweigen übergeht. Er ist deshalb seiner vornehmen Abstammung nicht unwürdig geworden, wie der entartete Nero. Er hat den Anforderungen genügt, welche man an ihn billiger Weise stellen konnte.

Neben der aristokratischen Betrachtungsweise (denn so darf ich die eben dargestellte wohl nennen), welcher es hauptsächlich darauf ankam, die Stellung und Schicksale der Vornehmen gegenüber dem Fürsten in das gehörige Licht zu setzen, hatte sich allmählich eine andere gebildet, welche allerdings mit jener darin vollständig übereinstimmte, dass die Gegenwart trostlos sei, im Uebrigen aber die Voraussetzungen, von denen jene noch ausging, kühn über den Haufen warf. Sie nahm die Dinge nicht in gutem Glauben hin, sondern fing an, Kritik zu üben. Es lag nahe, dem Grunde des Uebels nachzuspüren, das sich in so mannigfachen Formen zeigte, um eine Heilung der Schäden möglich zu machen. Bequemer war es allerdings, die Hände in den Schoss zu legen und über die Verkehrtheiten der Welt zu klagen, das Unheil einem göttlichen Strafgerichte zuzuschreiben, das den Staat verderben wolle. Bei einem solchen Glauben musste man immer tiefer in Thatenlosigkeit und Hoffnungslosigkeit versinken. Wollte man selbst in die Höhe kommen und auch dem Ganzen nutzen, so musste man das Fehlerhafte aufsuchen, wo man es fand, und die Mittel und Wege der Rettung angeben.

Wenn sich die vornehmen Männer mit Vorliebe an den Glanz ihrer Vorfahren erinnerten, wenn sie sich durch die Regierungsgewalt, welche jetzt auf ihnen lastete, herabgedrückt fühlten, da sie vordem selbstständig den Staat gelenkt hatten, so suchten sie die Schuld gern vorwiegend auf den Factor im Staate zu lenken, welcher ihnen so unbequem geworden war. Da galt es nun zu zeigen, dass die Schuld nicht einseitig auf den Fürsten gewälzt werden dürfe, als ob er gewissermassen als Werkzeug der göttlichen Strafe und des göttlichen Zornes das Volk in den Mitgliedern seiner Aristocratie schlagen solle, sondern dass des Unglücks Ursprung und Anfang einzig und allein in dem Aufgeben der Grundsätze zu suchen sei, welche den Staat gross gemacht. Man musste sich die bürgerlichen Tugenden wieder aneignen, seine Kräfte da nützlich zu machen suchen, wo es noch anging. Konnte man nicht mehr die Regierungsgewalt in den Händen haben, so konnte man sich doch als Bürger durch Beschäftigung im Kriege und Frieden nützlich und fruchtbar machen. Und der Mann von vornehmer Geburt konnte hierin von dem Geringen lernen, der nicht mit so hohen Ansprüchen auf die Welt gekommen war, sondern in rüstiger Kraft die Dinge anfasste, wo und wie sie gerade lagen.

Die Männer, welche in solcher Weise die Lage der Dinge in's Auge fassten, gehören keiner bestimmten Partei, keiner bestimmten philosophischen Schule an. Das Leben hat sie gebildet. In ihnen lebt ein heiliger Drang, zu unterrichten, zu belehren, zu verbessern. Sie lassen sich weder durch eine Reihe von Ahnen, noch durch strenge und unfruchtbare Grundsätze, noch durch gravitätisches Auftreten in ihrem Urtheile bestimmen. Selbst ein unglückliches Leben und ein früher Tod bei vornehmer Geburt, Ansehen und Reichthum, die doch so oft mitleidig stimmen, vermögen sie nicht zu beeinflussen. Sie fragen ohne Unterlass: Was hast du gethan? und werfen den Gefragten verächtlich bei Seite, wenn er nichts darauf zu antworten hat. Zu ihnen gehören alle diejenigen, welche den Zustand des römischen Staates und der römischen Gesellschaft zwar für sehr schlimm halten, aber noch nicht verzweifelt sind, welche den Staat nach neuen Grundsätzen ausbauen wollen, da sich die alten, welche sich unter ganz anderen Verhältnissen gebildet hatten, überlebt haben und dem sichern Ausbau nur hinderlich sind.

Deshalb sind ihnen auch die Männer, welche die alten Grundsätze noch vertreten, ohne Werth und Bedeutung. Diese gehören ihnen ihrem ganzen Wesen und Sein nach der Vergangenheit an und haben für die Gegenwart kein Verständniss. Ein solcher ist für sie auch Rubellius, den sie deshalb nicht als Spross eines alten Hauses, nicht als unschuldiges Opfer eines grausamen Tyrannen, nicht als einen zu grossen Hoffnungen berechtigenden Mann ansehen, sondern einzig und allein als einen thatenlosen und durch eitle und nichtige Dinge, wie vornehme Geburt und hohe Stellung, verblendeten Jüngling.

Und in der That war das Leben solcher Männer müssig und hoffnungslos. Sie konnten die alte Standesherrlichkeit nicht vergessen. Sie hatten vordem Niemand in ihren Reihen geduldet, welcher ihnen nicht ebenbürtig war, und es hatten ganz besondere Eigenschaften dazu gehört, wenn ein Mann von geringer Geburt die engen Schranken, welche ihm gezogen waren, überspringen wollte. Sie hatten sich als Stand stark gefühlt. Die einzelne Persönlichkeit verschwand mehr in der Coterie. Nun war der Stand durch die Wirren der Bürgenkriege und durch das Kaiserthum mehr und mehr durchbrochen. Neue Elemente arbeiteten sich in die Höhe, die weiter Nichts für sich hatten, als ihre persönliche Tüchtigkeit. Deshalb richtete sich der Blick immer mehr auf die einzelne Person, auf die Tugend des Einzelnen, der nicht mehr von dem Stande getragen wurde. Ein Jeder musste für sich selbst einstehen, für sich selbst sorgen. Der Stand als solcher hatte sich überlebt und verschwand.

Eine so nüchterne, nur das Practische in's Auge fassende Ansicht, welche sich von der Vergangenheit vollständig löste, welche den Fluss des römischen Wesens in ein neues Bette zu lenken bestrebt war, hatte sich nur in dem Reiben der Gedanken unter einander hervorbilden können. Mit dem Anfange der Herrschaft der Cäsaren hatten die grossen Thaten ein Ende genommen, welche sonst die strebsamen Geister beschäftigt hatten. Jetzt in der Musse des Friedens warfen sie sich auf die Betrachtung und Abwägung der gewordenen Zustände [1]. Die geistigen Verkehrsmittel, wie

[1] Die Stoiker, an deren Spitze Seneca in dieser Zeit steht, haben sich in solchen Betrachtungen ausgezeichnet. Keine Verhältnisse sind ihnen zu gering. Bis in die kleinsten Einzelheiten hin-

Bibliotheken [1]), die literarischen Cirkel [2]), in denen vorgelesen und disputirt wurde, das regelmässige Erscheinen eines Tagblattes [3]), die Sitte der brieflichen Mittheilungen dienten dazu, die neuen Gedanken und Ideen schnell zu verbreiten und allgemein zu machen. So bildete sich in Rom eine öffentliche Meinung, welche in religiöser, staatlicher und gesellschaftlicher Hinsicht dem Bestehenden abgeneigt war und die Schäden rücksichtslos blosslegte. Und wennn sie eine Zeitlang, wie namentlich unter Domitian, hatte an sich halten müssen, so brach sie dann nach Entfernung der Schranken um so rücksichtsloser los.

Wir können dies ganz besonders deutlich an dem Juvenal sehen, in welchem die neuen Ideen und Gedanken in die Erscheinung treten. Er hat Jahre lang schweigen müssen (vgl. Hermann in d. praef. ad. Juv.), hat Zeit gehabt, fern von der Heimath seinen Grimm, der hervorgerufen war von dem verderbten Wesen der römischen Gesellschaft, in sich aufkochen zu lassen. Caligulas Raserei (cf. sat. VI, 616) ist ihm nicht weniger bekannt als Neros Grausamkeit (cf. sat. IV, 38, 137; VI, 615; VIII, 72, 170, 223; X, 15, 38; XII, 129) und Domitians Erbärmlichkeit (cf. sat. IV). Die vornehmen Geschlechter, welche dem Thron am nächsten stehen, sind entartet. Anstatt nach Sitte der Väter sich den Staatsgeschäften hinzugeben, als Soldaten die Barbaren zu bekämpfen, bleiben sie, allen nur denkbaren Lastern und Untugenden ergeben, in Rom und verschwenden ihre Kräfte in eitlen und schimpflichen Beschäftigungen (sat. II und IX). Sie treten sogar als Schauspieler und Fechter auf, was doch sonst nie ein anständiger Mann gethan hat (cf. sat. VIII, 185 und 200—210). Anstatt des sonst so nüchternen und verständigen Wesens in religiöser Beziehung macht sich sinnloser und verderb-

---

ein suchen sie zu belehren und zu bessern. (vgl. E. Baltzer, Musonius, Charakterbild aus der römischen Kaiserzeit. Nordhausen 1871.

[1]) Asinius Pollio hatte schon im Jahre 38 v. Chr., nach seinem dalmatischen Triumphe, eine Büchersammlung angelegt; Octavian folgte nach mit seiner Octavia (32) und der am Tempel des Palatinischen Apollo (27).

[2]) cf. Juv. sat. VII.

[3]) cf. Juv. sat. II, 136; VI, 483; IX, 85.

licher Aberglaube geltend [1]), der zunächst die Frauen, dann aber auch die Männer anlockt und verstrickt (sat. VI, 314—351; XIII, 71—119). An die Stelle der alten Mässigkeit in Speise und Trank (XI, 56—61) ist Ueppigkeit und Unmässigkeit getreten (XI, 1—55; V), Untugenden, denen sich auch das weibliche Geschlecht hingiebt (VI, 300—313; 422—433). Männer und Frauen sind unmässig und unnatürlich in der Befriedigung des Geschlechtstriebes (VI, 1—59, 314—351), die Ehen werden von den Männern geschlossen, indem sie von der Mitgift oder von der Schönheit verlockt werden (VI, 133—148) und sind deshalb bei der Zügellosigkeit der beiden Geschlechter eine Brutstätte von Lastern und Verbrechen aller Art, da die Kinder bei dem bösen Beispiel noch schlechter wurden, als ihre Eltern waren. Die Sclaven werden mit Grausamkeit behandelt (VI, 413—418) und zu unziemlichen Dingen missbraucht (VI, 366—397), ebenso die Clienten, welche ebenso schlecht sind, wie ihre Patrone (V).

Was Juvenal hier sagt, gilt nur von der sogenannten guten Gesellschaft. Die vornehmen Geschlechter sind entartet, aber daran hat weder der göttliche Zorn Schuld, noch verschlechtert sie die Kaiserherrschaft. Vielmehr ist letztere so beschaffen, dass sie derer vollständig würdig ist, welche von ihr beherrscht werden. Es ist der eigene schlechte Wille, welcher in beiden Factoren zur Erscheinung kommt. Von beiden ist daher nicht viel zu hoffen. Ein einfacher und natürlicher, von den Lastern der Zeit freier Sinn findet sich höchstens noch in den untern Classen. Von der Tüchtigkeit dieser lässt sich noch etwas Besseres erwarten. Denn Juvenal ist zwar noch in dem nationalen Vorurtheil der Römer befangen, dass er Angehörige fremder Nationalitäten und Sklaven noch nicht in dem Grade für vollberechtigte Menschen hält, wie die freigeborenen Römer, aber diese sind ihm alle gleich. Höchtens erkennt er den Unterschied unter ihnen an, dass man berechtigt ist, von dem Manne von vornehmer Geburt mehr zu verlangen, als von dem Niedriggebornen, weil ihm seine Geburt und Stellung gewisse Verpflichtungen auferlegt, denen er nachkommen muss. Um so mehr aber ist er auch zu tadeln, wenn er Geburt und Stel-

---

[1]) vgl. Munding, über die Satiren des Juvenal in religiöser und sittlicher Beziehung. Rottweil 1864/65. (Progr.)

lung nicht als Aufforderungen zu tugendhaftem Handeln ansieht, sondern als ein weiches Polsterkissen, auf dem sich bequem ausruhen lasse.

So hat es Rubellius gemacht und deshalb vertritt er den allgemeinen Begriff der Nichtsthuer aus vornehmen Geschlechtern, deshalb wird er als Beispiel herbeigezogen. Damit sind ihm durchaus nicht alle die Laster beizulegen, welche Juvenal bei Gelegenheit der Nennung seines Namens aufzählt, sondern sie sollen nur dazu dienen, ihn als einen solchen vornehmen Jüngling erscheinen zu lassen, der in seinen Handlungen und Anschauungen, Sitten und Gewohnheiten durchaus nicht aus der Durchschnittsmasse der damaligen Aristokraten hervorrage, also durchaus nicht den Ruhm verdiene, mit welchem sein Name genannt würde. Deshalb braucht ihm aber noch nicht das Gute abgesprochen zu werden, welches Tacitus ihm beilegt. Nur ist darauf kein Gewicht zu legen, da es sich nicht als fruchtbringend erwiesen hat. Tugenden kann Juvenal nur an solchen Männern hervorheben, welche sich im Leben bethätigt haben. Denn die Tugend ist vielmehr Wirkung des Guten als Zurückweisung des Schlechten. Bei Tacitus genügte das Letztere schon, sich den Namen eines Tugendhaften zu verdienen.

Demnächst sind die Anforderungen, welche Juvenal an den Menschen stellt, weit höher und menschlich wahrer, als die des Tacitus. Der Mensch ist ein freies Wesen, ist verantwortlich für seine Handlungen, muss das Beste des Staates und der Gesellschaft fördern, das sind seine Postulate. Aber damit diese sich erfüllen, gebrauchen sie auch einen gewissen Spielraum. Es muss Freiheit der Bewegung geschaffen werden. Wäre im römischen Staate mit einem Male tabula rasa gemacht worden, hätte man die ganze alte Staatsform über den Haufen geworfen, hätte man die aus einer Entwicklung von Jahrhunderten gewordenen Zustände, Sitten und Gewohnheiten abthun können, so wären diese neuen Ideen wohl schon damals zur Anerkennung gekommen. Es liegt etwas Modernes in ihnen. Man merkt ihnen an, dass eine neue Zeit im Anzuge ist. Aber Juvenal hat den Fehler, in welchen Männer, in denen neue Gedanken auftauchen, so leicht verfallen, dass sie nämlich zu radical sind, dass sie die Macht des Althergebrachten für

zu gering anschlagen und dass sie den objectiven Verhältnissen zu wenig Rechnung tragen.

Rubellius ist nun einmal von vornehmer Geburt, in fürstlichen Kreisen aufgewachsen, ist nun einmal von Jugend auf von hemmenden und hindernden, sogar das Leben bedrohenden Verhältnissen umgeben gewesen, die seinem ganzen Wesen den bestimmten, zurückhaltenden, sich streng abschliessenden Character gegeben haben, welcher, wenn man die Verhältnisse nicht berücksichtigen will, wohl für Hochmuth genommen werden kann. Eben aus diesen Verhältnissen erklärt sich die Zurückhaltung von den Staatsgeschäften. Seiner Geburt und Stellung nach konnte er nur an hoher Stelle an den Staatsgeschäften Theil nehmen. Das war des Argwohns des Nero wegen nicht möglich. Der Vorwurf der Thatenlosigkeit kann ihm also auch nicht gemacht werden. Anders verhält es sich allerdings mit den Umständen, die seinem Tode unmittelbar vorangingen. Aber auch hier müssen wir uns wohl hüten, ihn zu scharf zu beurtheilen. Niemand vermag seinen eigenen Schatten zu überspringen. Ein fortwährend beargwöhntes unruhiges Leben kann auch wohl der bessere Mann aufgeben, zumal wenn er dadurch den Seinigen Ruhe und Wohlstand verschaffen zu können meint.

Demgemäss werden wir im Ganzen an der Beurtheilung des Tacitus festzuhalten haben. Fr lebt freilich ganz in den römischen Anschauungen, welche das Verständniss der neuen Zeit verhinderten, aber den Geist der Zerstörung, welcher sich in das römische Staatswesen eingefressen hatte, hat er mit fast divinatorischem Blicke erkannt. Dass er die grosse Masse des Volks der Nobilität gegenüber so wenig in Anschlag bringt, dass er auf vornehme Geburt ein so grosses Gewicht legt, das ist bei den Verhältnissen des römischen Staates im Allgemeinen und der Hauptstadt im Besondern nicht zu verwundern. Dort waren nur von römischen Grossen beherrschte Unterthanen, hier eine feile Menge, welche „panem et circenses“ schrie. Allerdings fingen die Massen schon an, sich zu bewegen, die Anhnung von einem andern Zustand zu bekommen, und Juvenal hat das Verdienst, dass er diese Zeichen, welche Vorboten einer hoffnungsvolleren Zukunft waren, mehr erkannte und besser würdigte als Tacitus.

Geschlechts-Tafel.

Tib. Claudius Nero.
Gem. Livia Drusilla, nachher Julia Augusta, Gem. des Augustus.

Tiberius Claudius Nero.
Gem. Vipsania Agrippina,
Tochter des Agrippa.

Drusus.
Gem. Livilla, Tochter des Drusus Nero.

Julia.
1. Gem. Nero, Sohn des Germanicus.
2. Gem. C.*) Rubellius Blandus.

C. Rubellius Blandus Plautus.
Gem. Antistia Politta,
Tochter des L. Antistius Vetus.

Tiberius Gemellus.

Drusus Claudius Nero.
Gem. Antonia minor.

Germanicus.
Gem. Agrippina major,
Tochter der Julia nnd des Agrippa.
Enkelin des Augustus.

Nero. Cajus Caligula. Agrippina minor. Drusilla etc.
1. Gem. Cnejus Domitius.

L. Domitius, nachher Nero.
2. Gem. der Agrippina minor Crispus Pass ienus.
3. Gem. Claudius (Kaiser).

Livilla.
Gem. des Drusus,

Tiberius Claudius.

---

*) Merivale nennt ihn Lucius, jedoch nach der in Tivoli gefundenen Inschrift heisst er Cajus (vgl. Nipperdey zu VI, 27).



